

Kunst und Inklusion Menschen mit Behinderung bleibt die Teilhabe an Kultur noch viel zu häufig verwehrt

Einfach so sein

Künstler wollen auf der Bühne für voll genommen werden, auch wenn sie an sogenannten Beeinträchtigungen leiden. In München versucht sich ein Theaterverein an einem bayernweit einzigartigen Projekt. Es scheint zu gelingen

VON CHRISTIANE LUTZ

Eine Menschenschlange summt und kringelt sich nach vorn auf der Bühne, einzelne Figuren sind nicht recht auszumachen, ein paar stecken in Ganzkörperschläuchen oder tragen dick gepolstertes, manche gehen gekrümmt. In der Black Box des Gasteigs spielt eine Theatergruppe die Performance „Serata N°1 – ein Auf.BruchStück“. Der Abend ist zugleich die Eröffnung des Theaters „Freie Bühne München“, das erste, sich selbst so nennende Inklusionstheater Bayerns. Inklusionstheater heißt, dass in dem Ensemble Künstler mit und ohne Beeinträchtigung spielen. Ein Schauspieler sitzt im Rollstuhl, einer ist Spastiker, zwei haben Down Syndrom, die anderen haben nichts dergleichen, zumindest nichts Offensichtliches, aber die Menschenschlange am Anfang sagt recht deutlich: Wir haben doch alle irgendwas.

Der Wunsch der „Freien Bühne München“, die als Verein auf Spenden angewiesen ist, lautet: Wir wollen als vollwertige Künstler wahrgenommen werden und uns nicht als Sozialprojekt weglächeln lassen, nicht in irgendwelchen Begegnungsstätten auftreten, sondern da, wo ordentliche Technik und eine Bühne zur Verfügung steht. Damit wünschen sie sich etwas, das bisher noch keine Realität an deutschen

„Dass du sowas kannst! Hätten wir dir gar nicht zugetraut.“

Theatern ist, auch nicht in anderen Bereichen der Kunst, wie der Popmusik oder der Bildenden Kunst: die Selbstverständlichkeit von Menschen mit Beeinträchtigung auf jeder Bühne. Doch inwieweit kann Inklusion am Theater funktionieren, wo schon der Begriff ein sperriges Behelfsmittel ist, das niemand gern verwendet?

Im deutschsprachigen Raum gibt es einige integrative Theatergruppen: Das „Rambazamba“ und das „Theater Thikwa“ aus Berlin, das „Blaumeier-Atelier“ aus Bremen und das bekannte „Theater Hora“ aus Zürich, das hauptsächlich mit Künstlern mit Down Syndrom arbeitet. In Bayern gibt es bisher natürlich viele inklusive Kunst-Projekte, am Tams-Theater findet jährlich das „Grenzgänger“-Festival statt.

Der französische Choreograf Jérôme Bel inszenierte 2012 das Stück „Disabled Theater“ mit Schauspielern des Theater Hora, Künstler mit Down Syndrom. Sie traten einzeln vors Publikum, stellten sich vor und erklärten ihre Beeinträchtigung. Auf diese Weise nahm Bel Antworten auf Fragen vorweg, die sich ohnehin jeder Zuschauer stellte, indem er die Behinderung der Künstler offensiv zum Thema machte. Die Produktion wurde zum Theatertreffen nach Berlin eingeladen, Schauspielerin Julia Häusermann erhielt den Alfred-Kerr-Preis für ihre Leistung.

In der Black Box freilich ist man weit von solchem Ruhm entfernt. Doch die Performance fließt, die Zuschauer loben ihren Gag mit Gelächter und Applaus. „Mens sana in corpore sano – Ein gesunder Geist wohnt in einem gesunden Körper“ ist eine Schauspielerin und folgert: „Und nicht gesund bedeutet gleich ungesund, bedeutet krank!“ Oh Schreck! Oft mussten sich Regisseure inklusiver Gruppen und jene, die mit Menschen mit Beeinträchtigung arbeiteten, den Vorwurf gefallen lassen, ihre Künstler zum ästhetischen Zweck auszustellen. Dabei lautet die Frage eher, warum der Zuschauer so ein Problem damit hat, Menschen mit Behinderung auf



Ein Kuss noch, bevor er in den Krieg zieht: Danijel Sesar und Amelie von Godin verhandeln die Parameter des selbstbestimmten Lebens.

FOTO: SONJA MARZONER

Ungewohnt vielleicht, aber spannend. Sie hätte alles behaupten können, hätte „Romeo und Julia“ inszenieren können und dann wäre Romeo halt im Rollstuhl gesessen. Aber sie entschied sich, die Beeinträchtigungen einiger ihrer Darsteller mit zum Thema der Performance zu machen. Weil diese nun mal zur Gruppe gehören.

Der französische Choreograf Jérôme Bel inszenierte 2012 das Stück „Disabled Theater“ mit Schauspielern des Theater Hora, Künstler mit Down Syndrom. Sie traten einzeln vors Publikum, stellten sich vor und erklärten ihre Beeinträchtigung. Auf diese Weise nahm Bel Antworten auf Fragen vorweg, die sich ohnehin jeder Zuschauer stellte, indem er die Behinderung der Künstler offensiv zum Thema machte. Die Produktion wurde zum Theatertreffen nach Berlin eingeladen, Schauspielerin Julia Häusermann erhielt den Alfred-Kerr-Preis für ihre Leistung.

In der Black Box freilich ist man weit von solchem Ruhm entfernt. Doch die Performance fließt, die Zuschauer loben ihren Gag mit Gelächter und Applaus. „Mens sana in corpore sano – Ein gesunder Geist wohnt in einem gesunden Körper“ ist eine Schauspielerin und folgert: „Und nicht gesund bedeutet gleich ungesund, bedeutet krank!“ Oh Schreck! Oft mussten sich Regisseure inklusiver Gruppen und jene, die mit Menschen mit Beeinträchtigung arbeiteten, den Vorwurf gefallen lassen, ihre Künstler zum ästhetischen Zweck auszustellen. Dabei lautet die Frage eher, warum der Zuschauer so ein Problem damit hat, Menschen mit Behinderung auf

der Bühne als vollwertige Künstler zu akzeptieren und ihnen einen eigenen Willen zuzugestehen.

Nun, der Zuschauer gerät beim Anblick von Künstlern mit Behinderung auf der Bühne in mehrere Konflikte. Er hat, selbst in so etwas Unberechenbarem wie dem Theater, gewisse soziokulturell geprägte Erwartungen davon, wie etwas zu sein, auszuweisen hat. Nun wird diese Erwartung gebrochen, wenn der Hamlet plötzlich kleinwüchsig ist. Ein schnelles Einordnen des Gesehenen wird unmöglich. So behilft man sich mit dem Label „behindert“. Behindert bedeutet aber: Eigentlich nicht hingucken dürfen, obwohl man doch im Theater

Theater lebt eigentlich immer von der Behauptung

ist. Die Bühne macht jeden Körper hyper-sichtbar. „Behindert“ sagt auch: Die Leistung dieses Schauspielers muss anders bewertet werden als die der nicht-behinderten Schauspieler. Das Urteil fällt also entsprechend sozialpädagogisch aus und häufig mit dem Lob: „Das hat er richtig toll gemacht – dafür, dass er im Rollstuhl sitzt.“ Keine Beleidigung ist so vergiftet.

Dabei ist das Theater im Grunde der beste Ort für Inklusion, weil das Theater immer auch von der Behauptung lebt, von der Illusion. Einem Schauspieler, der so tut, als sei er Hamlet, nimmt man das ab, Jemandem, der in der U-Bahn eher nicht. Regisseure lieben es, Rollen gegen den Strich zu beset-

zen, alles andere ist langweilig. Es ist überdies immer auch Aufgabe des Theaters gewesen, Erwartungshaltungen zu brechen, Klischees zu vermeiden, den Zuschauer auf seine eigenen Reflexhaftigkeit hinzuweisen und diese infrage zu stellen. Training und sanfte Gewöhnung verändern Sehgewohnheiten. Der Zuschauer sollte an jede Art von Schauspieler gewöhnt sein. Nur nicht an die schlechten.

Inklusionstheater wie die „Freie Bühne“ leisten wichtige Arbeit bei dieser Gewöhnung, weil der Spielbetrieb an den staatlichen Häusern und an Stadttheatern offenbar noch nicht bereit ist, sich auf die Arbeit Künstler mit Beeinträchtigung in letzter Konsequenz einzulassen. Obgleich sie die besseren Möglichkeiten haben, den Geschmack ihres Publikums durch ein entsprechendes Ensemble-Profil zu prägen: Sie haben die Ausstattung für professionelles Arbeiten, das Ansehen. Doch dazu braucht es den Mut der Verantwortlichen, wie etwa Regisseur George Tabori, der jahrelang mit dem Schauspieler Peter Radtke, der Glasknochen hat, zusammenarbeitete.

Das Staatstheater Darmstadt zeigt, wie es funktionieren kann. An dem Haus sind seit dieser Spielzeit zwei Schauspieler im Ensemble, die im Rollstuhl sitzen: Samuel Koch und Jana Zöll. Diese Engagements haben dem Haus viel positive Aufmerksamkeit beschert, die mit Sicherheit auch mit der Person Samuel Kochs zusammenhängt, der seit seinem Unfall bei „Wetten, dass...?“ traurige Bekanntheit erreichte. Aber es ist dennoch ein wichtiges Zeichen des Profibetriebs, der in Darmstadt bereit

ist, sich auf die Künstler einzulassen und ihnen die Schutzräume zu gewähren, die sie dringender brauchen als ihre Kollegen.

Vor der Entscheidung, einen Schauspieler im Rollstuhl beim Vorsprechen abweisen zu müssen, werden allerdings die wenigsten Häuser gestellt, denn das Problem beginnt schon bei der Ausbildung. Menschen mit körperlicher Beeinträchtigung haben bisher kaum die Chance auf ein Schauspielstudium an einer staatlichen Schule. Das hat mit der Vorstellung davon zu tun, was ein Schauspieler können muss und häufig praktische Gründe, wie Barrieren in den Ausbildungsgebäuden, oder die Versicherung.

Samuel Koch hatte bereits vor seinem Unfall an der Schauspielerschule Hannover studiert, seinen Abschluss verdankt er dieser Tatsache und dem Einsatz der Schule. Diese überlegt nun, sich künftig mehr zu öffnen, die Ausbildung „neu zu denken“. Eine Ausnahme in Deutschland. Erst wenn Künstler mit Beeinträchtigung gute Ausbildungsmöglichkeiten erhalten, ist am Ende auch eine objektivere Bewertung ihrer Arbeit möglich. Immerhin: Es bewegt sich etwas. Langsam. Die Theater wachen auf, das Kulturreferat München plant von Oktober dieses Jahres an eine große Projektreihe „Kunst und Inklusion“, ohne Sozialprojektageschmack, so die Ansage.

In der Black Box dröhnt irgendwann *Depeche Modes* Achtzigjähriger-Witz. „I feel you“. Der Performer Danijel Sesar tanzt. Und tanzt. Man sieht nicht mehr, ob er ekstatisch oder spastisch tanzt. Es ist egal, denn sein Tanz berührt.

Und dann an die Kammerspiele

Bei der „Freien Bühne München“ gibt es echtes Inklusions-Theater

München – Dennis Hernandez möchte Schauspieler werden. Er ist 24 Jahre alt und hat das Down Syndrom, eine klassische Ausbildung an einer staatlichen Schule bleibt ihm wohl verwehrt. Deshalb beschloss seine Mutter Angelica Fell, ein Theater zu gründen, an dem ihr Sohn zu Hause in München spielen, sich ausprobieren kann. So entstand der Verein „Freie Bühne München“, der ein inklusives Theater in der Stadt etablieren und langfristig auch ein eigenes Ensemble aufbauen möchte.

In der ersten Verbandsatzung hatte sich die „Freie Bühne“ bewusst nur der „Förderung von Kunst und Kultur“ verschrieben. Es sollte nicht nach Sozialprojekt klingen. Das allerdings war nicht sehr hilfreich, als sich der Verein für Fördergelder bewarb, es kam zu wenig. So wurden, wohl oder übel, die Satzungszwecke noch um „Hilfe für Behinderte“ und „Förderung der Jugendhilfe“ erweitert. Dann kam die Unterstützung. Angelica Fell ist Realistin, sie weiß, dass die Gesellschaft noch eine Weile braucht, bis Menschen mit Beeinträchtigung nicht nur in irgendwelche Sozialeinrichtungen geschoben und vollwertige Teile der Gesellschaft werden, auch wenn sie das gern anders hätte. „Ich sehe unsere Arbeit hier als ein soziokulturelles Projekt. Es steckt nun mal beides drin: Theater und ein wenig Sozialarbeit. Allerdings fände ich es schade, wenn wir nur als Sozialprojekt wahrgenommen würden. Denn dafür steckt dann doch zu viel Theater hier drin.“

Mit ihrem Sohn Dennis hat sie stets versucht, die einem Menschen mit Down Syndrom vorgezeichneten Wege zu verlassen. Sie kämpfte dafür, dass er in einen regulären Kindergarten gehen konnte, unterstützte ihn, als er anfangs, sich für Musik und Theater zu interessieren. Angelica Fell, 67, war TV-Journalistin und ist inzwischen schon im Ruhestand, doch der Wunsch, Dennis und anderen Menschen mit Beeinträchtigung zu helfen, treibt sie weiter an. So lautet ihr kühner Wunsch für die Zukunft der Freien Bühne auch: „Ich möchte den inklusiven Gedanken weitertragen in die Stadt- und Staatstheater. Ich wünsche mir, dass einer von uns irgendwann mal an den Kammerspielen eine Rolle bekommt, einfach, weil er einen guten Job macht. Und dass vielleicht einer von dort mal bei uns mitspielt.“

Mit der Performance „Serata N°1 – ein Auf.BruchStück“ ist der erste Schritt nun getan. Auch die Tatsache, dass die Performance in der Black Box stattfinden konnte, also auf einer richtigen Theaterbühne, war allen Beteiligten ein Anliegen. Denn selbst die Black Box macht dank ihrer technischen Ausstattung gleich viel mehr her, als jeder Theaterkeller einer sozialen Einrichtung es je könnte, der den Zuschauer schon vor der Aufführung mitteilend stimmt. Entscheidend für diesen ersten Schritt aber war auch Regisseurin Manuela Mantini, die einen großen Teil der Schauspieler und der Techniker schon zum Projekt an der „Freien Bühne“ mitgebracht hat. Mantini arbeitet unter anderem für



Auf der Bühne: Angelica Fell half mit, dass ihr Sohn Dennis seinen Weg zum Schauspiel finden konnte.

FOTO: MIEDL

das inklusive Musiktheaterprojekt „International Munich Art Lab“, sie ist gut vernetzt und geht souverän mit jeder Art von Künstlern um. Sie betrachtet das „Sosein“ eines jeden als Gewinn für ihre Arbeit. Niemanden habe sie bei den Proben geschont, sagt sie lachend, ein Ensemble zu sein, heißt, dass jeder mit anpackt, auch die Künstler mit Beeinträchtigung. Auch das ist Inklusion. Angelica Fell hatte sie für die erste Produktion der „Freien Bühne“ geholt, sie kannte Mantini vom „International Munich Art Lab“, wo auch Dennis mitspielte. Mantini nahm sich mehrere Wochen lang frei, um täglich mit dem Team zu proben und arbeitete erst gegen wenig und irgendwann sogar ohne Bezahlung, weil das Geld wieder knapp wurde.

Noch ist das Inklusionstheater auch ein Experiment. Das nächste Projekt der „Freien Bühne München“ ist bereits in Planung, konkret ist aber noch nichts. Es gilt für den Verein, angemessene Arbeitsbedingungen zu schaffen für die Künstler und die anderen Mitarbeiter, Strukturen zu schaffen, eine eigene Identität zu entwickeln. Alles steht noch am Anfang. Aber an einem hoffnungsvollen Anfang. CHRISTIANE LUTZ

Ausgegrenzt

Trotz eigens für sie eingerichteter Zuschauerplätze fühlen sich Rollstuhlfahrer auch beim Erleben von Kultur häufig behindert

München – Möglicherweise ist es nur ehrlicher, wenn man entgegen aller Bemühungen um eine politische korrekte Sprache „Menschen mit Einschränkungen“, „Menschen mit Behinderungen“ oder „Menschen mit besonderen Fähigkeiten oder Bedürfnissen“ einfach nur „Behinderte“ nennt. Denn behindert werden sie schließlich in dieser Gesellschaft. Sei es, dass ein Rollstuhlfahrer die viel zu hohe Bordsteinkante nicht alleine passieren kann, die notwendig ist, weil Autofahrer sonst den Gehweg mit weiteren Parkmöglichkeiten verwechseln. Oder sei es, dass Induktionsschleifen fehlen, die Menschen mit Hörgeräten in Kinos, Theatern oder sonstigen Vortragssälen eine verständlichere Akustik ermöglichen. Wo Menschen auf einen Rollstuhl angewiesen sind, müssen sie so wieso erst besondere Vorkehrungen treffen, damit sie in einen solchen Veranstaltungsraum gelangen.

Mal eben Freikarten beim Radiosender gewinnen und einen tollen Konzertabend genießen, ist in der Gleichstellung von behinderten und vermeintlich nichtbehinderten Menschen jedenfalls nicht vorgesehen. Schließlich brauchen Rollstuhlfahrer häufig gesondert ausgewiesene Plätze. Im Nationaltheater beispielsweise fallen aber auf 2101 Sitzplätze gerade mal vier Rollstuhlfahrerplätze plus vier Sitzplätze für ihre Begleitpersonen. „Ich habe keine Wahlmöglichkeit, von wo aus ich die Oper sehen will“, schimpft der auf den Rollstuhl angewiesene Schauspieler Erwin Aljukic („Marinchen“, „Wo ist Fred?“). „Dabei könnte ich

mich auf dem Balkon locker auf einen Stuhl rübersetzen.“ Stattdessen müssen Rollstuhlfahrer immer häufiger akzeptieren, dass ihnen Plätze auch da zugewiesen werden, wo andere sich frei bewegen dürfen, weil es ohnehin keine Sitzplätze gibt. „Die großen Hallen wie die Olympiahalle



Mittendrin, statt nur am Rand: So gehört es sich für ein richtiges Rockkonzert. Doch genau das ist für viele Rollstuhlfahrer nicht möglich.

FOTO: GETTY

oder das Zenith meide ich“, sagt der querschnittsgelähmte Konzertgänger Thomas Milz, „weil ich da immer auf Plätze verwiesen werde, von wo aus ich eh nichts sehe. Früher habe ich mich immer ganz vorne vor der Bühne hingestellt. Aus irgendeinem Grund glaubten jetzt aber Ordner,

dass der Platz zu gefährlich für mich sei, und drohten mir zu meiner eigenen Sicherheit mit einem Rausschmiss, wenn ich mich nicht zu den vorgesehenen Rolli-Plätzen beuge. Als ich dann aber lieber einen seitlichen Platz hinter der mich bedrohenden Zuschauermasse aufsuchte, durfte ich dort auch nicht stehen, weil angeblich der Fluchtweg frei zu halten ist.“

Der Behindertenbeauftragte der Stadt München, Oswald Utz, kennt solche Beschwerden zur Genüge: „Ich finde ja auch, dass Sicherheitsmaßnahmen notwendig sind. Allerdings befürchte ich, wenn wir nicht aufpassen, werden wir bald vom Brandschutz regiert. Dann scheitern alle Bemühungen um Integration und kulturelle Teilhabe daran, dass Veranstaltungsräume keine zwei barrierefreien Fluchtwege

„Wie oft brennt es denn schon am Tag in einer Konzerthalle?“

haben.“ Dass Rollstuhlfahrer in der Olympiahalle erst gar nicht in die Arena gelangen, findet er ohnehin eine Frechheit. Zugänge wären vorhanden, immerhin kann das gesamte Bühnenequipment ja auch dorthin gefahren werden. „Am liebsten würde ich sogar unterschreiben, dass ich bereit bin, im Notfall zu verbrennen. Wie oft brennt es denn schon am Tag in einer Konzerthalle?“

Dass er mit seinem Elektrorollstuhl ohnehin schneller ist als mancher Fußgän-

ger, könnte auch die Frage aufwerfen: Ist die vordere Reihe in einem Rockkonzert für alle Fußgänger geeignet? Hält deren Rückenmuskulatur dem Druck der hinteren Reihen stand? Können sie etwaige Stagediver auffangen? Ertragen sie den Mundgeruch des vor ihnen singenden Sängers? „Solange du nicht im Rollstuhl bist, kannst du sogar gehbehindert sein, man würde dich nicht bevormunden. Aber Rollstuhlfahrern scheint man die Möglichkeit abzusprechen, dass sie selbstverantwortlich für sich sorgen können und darum auch selber einschätzen können, welchen Gefahren sie sich ausliefern“, sagt Utz.

Der ebenfalls im Rollstuhl sitzende Konzertgänger Oliver Ruppel sagt: „Die größte Gefahr auf einem Konzert ist für mich, wenn ich auf die Toilette muss. Denn die Toiletten in den Hallen sind leider nur selten behindertengerecht.“ Gesonderte Rollstuhlfahrerplätze in Form von Podesten findet er prinzipiell sinnvoll, vorausgesetzt, er darf selbst bestimmen, ob er von ihnen Gebrauch machen will. „Im großen Tollwood-Zelt sind die Rolli-Plätze so weit weg vom restlichen Geschehen, dass ich mit den anderen Zuschauern nicht in Kontakt komme. Da fehlt mir das Gemeinschaftsgefühl, das so ein Konzerterlebnis schließlich ausmacht.“

Schaut man sich jedoch an, wie die Gesellschaft ihre Behinderten ausgrenzt, gibt es vielleicht auch keine Gemeinschaft zu fühlen. Was schon darum dumm ist, weil jeder Nichtbehinderte ganz schnell selbst behindert werden kann. DIRK WAGNER